

Der Wundervogel

Autor(en): **Greyerz, Otto von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der arme Hirte Amyntor stand unter dem von Syringen umhangenen Eingang seiner kleinen Hütte. Er schien sie verlassen zu wollen und doch unschlüssig zu sein; denn er hatte den Kopf, den braunumlockten, zurückgewendet und lehnte mit dem linken Arm an den Pfosten, während die Rechte den Hirtenstab wie zur Wanderung angefestigt hielt. Ein junges Zicklein rieb seinen Kopf an Amyntors Bein und leckte ihm die Hand, als hätte es ihn an ein Versäumnis zu mahnen. Wirklich stand die Sonne schon in vollem Glanze über dem Lorbeerwäldchen, hinter dem sie im Frühling aufzusteigen pflegte, und die Herde des jungen Amyntor, am moosigen Abhang des Baches verstreut, bewegte sich unruhig her und hin, bald nach dem gewohnten Weg zwischen den Weinbergen hin, bald wieder zurück, meckernd und blätterrupfend oder sich die Zeit mit lustigen Sprüngen vertreibend.

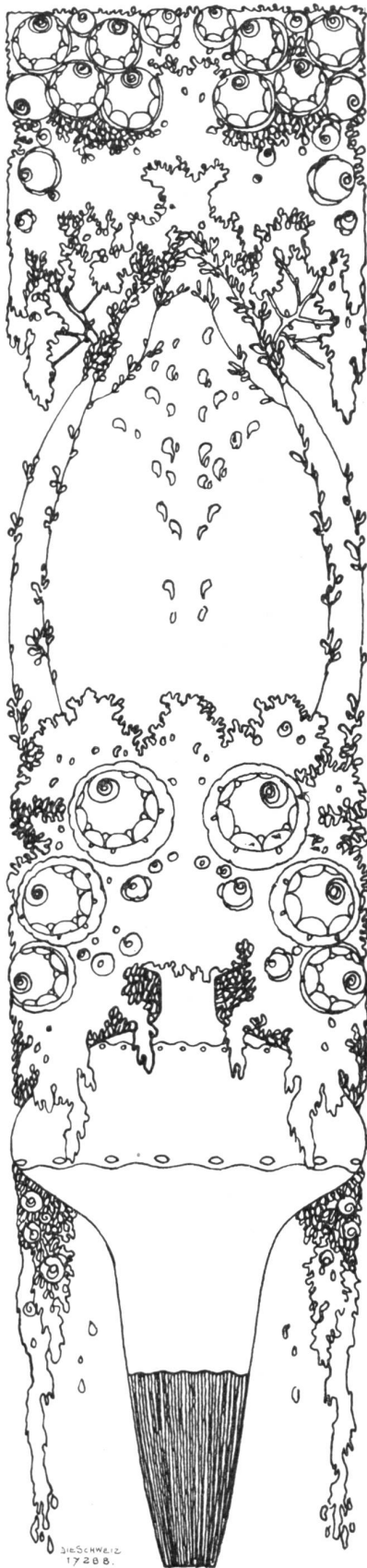
Sie konnten ja nicht wissen, daß seit dieser Nacht in Amyntors armseliger Kürbischütte ein Schatz geboren lag, der dem Jüngling über seine ganze Herde und über alles ging. Dieser Schatz war die holde Vilais, die Tochter eines verarmten Landmannes, der sich eine gute Tagereise weiter unten im Tale, da, wo der Sinops sich durch schilfige Moore langsam ins Meer ergoß, einsam und kärglich ernährte.

Gestern hatte Amyntor das Mädchen in seine Hütte eingeführt. Lärmende Freunde, junge Hirten und Landmädchen aus Vilais' Dorfe, wo ihnen der Vater Menander ein Hochzeitsmahl gespendet, hatten das junge Paar unter Syringeton und Paukenschlägen begleitet, bis ihre Ausgelassenheit an der Steilheit des Weges und dem innigen Stillschweigen der jungen Vermählten erlahmte. Die zweite Hälfte des Talweges, die mühsamere, hatte das Paar allein zurückgelegt, Arm in Arm, solange es der beschwerliche Weg zuließ, dann Hand in Hand, aber doch immer noch schweigend. Nur von Zeit zu Zeit, wenn Vilais, des Steigens ungewohnt, innehielt und dem Geliebten voll in die Augen schaute, brach er in ein Liebeswort aus und drückte das Mädchen fest an seine Brust. Er konnte es kaum fassen, daß sie nun ganz ihm gehören sollte; denn so arm sie war, schien sie ihm doch durch ihre Schönheit und ihren Liebreiz noch immer unerreichbar für ihn; er hätte sich nicht gewundert, wenn der Fürst aus der fernen Stadt sie auf seinen Thron geholt hätte. Der Gedanke, sie zu besitzen, machte ihn im Innersten erbeben; denn er ließ sich vom Gedanken an ihren Verlust nicht trennen. Die Götter,

dachte Amyntor, konnten ein solches Glück nicht ohne böse Absicht über einen armen Hirten, wie er war, ausschütten. Auch war es ihm aus den übermütigen Neckereien, mit denen die Dorfgenossen Vilais' ihn verfolgten, deutlich genug geworden, daß man ihm den Besitz des schönen Mädchens im Grunde nicht gönnte. „Hüte dein Lämmchen gut,“ hatte einer der Burschen ihm noch von ferne nachgerufen; „es gibt Wölfe im Tale!“ Er selber war zu schlichten Geistes, um etwas auf die Neckerei zu erwidern, und so war das Scherzwort lang nachhallend in seinem Innern verklungen und hatte ihn wie ein böses Drakel verfolgt.

Auch jetzt, nach den Seligkeiten der ersten Nacht, wachte die böse Warnung wieder in ihm auf. Er hatte sich, vom hellen Morgen geweckt, von Vilais' Seite geschlichen und stand nun unter der Türe noch in Betrachtung versunken. Das holde Mädchen lag, sanft schlummernd, mit geröteten Wangen, auf dem breiten Lager, das er ihr aus Moos und weichen Fellen in seiner Hütte bereitet hatte. Sie schlief, als ob sie immer hier geschlafen hätte und als ob, im Schutze ihres Amyntor, kein Unglück und keine Feindschaft, keine Tücke und kein Verrat ihr etwas anhaben könnten. Und doch hing ihr Herz mit aller Zärtlichkeit an dem Vaterhaus, wo von früher Kindheit an, soweit sie zurückdenken mochte, die sorgende Liebe eines früh vereinsamten Vaters sie beschützt und gehegt hatte. Die Mutter, die sie nie gekannt, war ihr ein dunkles Geheimnis geblieben. Die Erinnerung an sie ging wie ein Schatten durch's Haus, den niemand zu besprechen wagte. Auch der Vater nannte die Ungetreue nie beim Namen. Allein, wie tief er sie geliebt haben mußte, das begann auch die junge Vilais zu ahnen, wenn Menander etwa ihren Kopf zwischen beide Hände nahm, ihr mit feuchtem Blick lange und tief in die Augen schaute und sie dann leidenschaftlich in seine Arme preßte. So wuchs sie heran zur Freude des Vaters, in dem stillen Bewußtsein ihres weiblichen Berufs, Wunden zu heilen und Tränen zu stillen, ohne eine Absicht fühlen zu lassen, bloß durch die Holdseligkeit ihrer Gegenwart.

Unauflöslich schien diese innige Gemeinschaft, bis Amyntor um sie warb und eine unwiderstehliche Leidenschaft sie ihm zu eigen gab. Menander, dem ihr Glück über alles ging, beugte sich vor dem gewaltigen Willen der Natur und segnete den Bund der jungen Herzen.

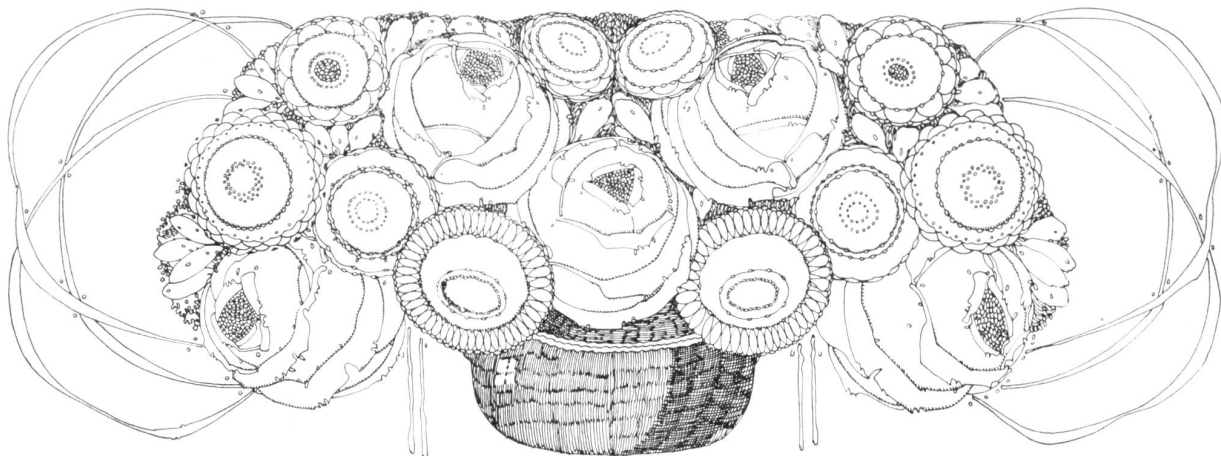


Den ganzen Vormittag trieb Amyntor seine Herde auf den buschigen Abhängen des Berges herum, immer wieder nach der Hütte sich zurückwendend, wo er die liebliche Gestalt zu erblicken hoffte. Allein sie zeigte sich nicht. Endlich, als es Zeit war, die weidenden Tiere zur Tränke zu führen, schlug er, wie gewohnt, den schattigen Weg nach einer Waldschlucht ein. Dort, in völliger Welteinsamkeit, sprudelte eine Quelle, die der Aphrodite geheiligt war. Oft hatte Amyntor hier zu der Göttin gebetet, wohl auch ihrem schönen Liebling, dem Adonis, zur Zeit der Sommerwende ein bescheidenes Opfer dargebracht; manchmal war's nichts Besseres als ein wenig Backwerk, mit dem er die Zweige einer jungen Blutbuche oder Tamariske behing. Heute, von der Ahnung eines über ihm waltenden Verhängnisses bedrückt, gedachte er ein Mehreres zu tun und der Liebesgöttin das jüngste Lamm seiner Herde zum Opfer zu bringen. Er hatte aber kaum dem Tierchen die Kehle durchschnitten, als ein seltsames Rauschen durch die Baumwipfel erging. Von einem Schauer ergriffen, als habe die Göttin ihm ihre Erscheinung angekündigt, sank Amyntor auf die Knie und neigte sein Haupt tief bis zur Erde nieder, damit es nicht unwürdig von der Göttin Auge bestrahlt werde. In dieser Knechtsgestalt, überwältigt von dem Gedanken an die Nähe der Gottheit, sein Ohr, seine Seele erfüllt von dem heiligen Rauschen, das den ganzen Wald ergriffen zu haben schien, lag er und harrete des Wunders, das nun geschehen mochte. Das Gebet, zu dem er die Worte schon auf dem Wege nach der Waldschlucht gesammelt hatte, blieb ihm im Halse stecken. Er hörte nichts mehr als das laute Pochen seines Herzens... Sprach die Göttin ein Wort zu ihm? Gab sie ihm ein Zeichen ihrer Huld? Er wußte es nicht.

Als er sich endlich aus seiner demütigen Andacht erhob, war völlige Klarheit um ihn her. Vor seinen Knien lag das tote Lamm, dessen Blut in schmalen Striemen über den Boden und in die heilige Quelle rann, als habe die Göttin sein Opfer in Gnaden angenommen und sein Gebet ohne Worte verstanden und erhört. Von ihr selbst, der kyprischen Jungfrau, war kein Schimmer und kein Abglanz zu sehen. Aber auf dem dunkeln Strauch, dessen unterste Zweige die Quelle berührten, erblickte Amyntor einen wunderbaren Vogel, wie er nie im Leben einen gesehen. Er schaukelte sich auf dem höchsten Zweige des Wacholdergebüsches und sang mit so berückend schöner Stimme, daß man alles andere vergessen mußte. Während er sang und im Singen seine Kehle schütterte, glänzte und schimmerte es wie von Perlmutter an seinem sich schwellenden Halse; das Köpfchen, als schwebte es in der Wollust der eigenen Stimme, legte sich bald in den Nacken zurück, bald drehte es sich zierlich zur Seite — wie gefällt's euch? — bald wieder wandte es sich wehnüchsig dem Sonnenbolde entgegen, das durch die dichten Wipfel der Ulmen und Eichen glühte. Amyntor glaubte die Seele der unglücklichen Philomele selber zu vernehmen, so menschlich klang der Sehnuchslaut des kleinen Geschöpfes. Aber das Tierchen war keine Nachtigall, obgleich es ihre schmelzende Stimme hatte, auch keine Amsel, mit der man nur ihren Wuchs vergleichen konnte, noch weniger eine Lerche oder eine Drossel. Denn einzigartig war die Pracht des schimmernden Gefieders, das in allen Farben des Regenbogens strahlte und immer wieder anders erschien.

Amyntor konnte sich kaum satt sehen noch hören. Aber da fiel ihm die Stimme seiner Vilais ein, und rasch, von neuer Liebeswonne durchrieselt, brach er auf und trieb seine Herde auf den Rückweg. Gegen die Reige des Tages näherte er sich seiner Hütte, aus der er von ferne ein Räuchlein emporsteigen sah. Er wußte, daß das holde Kind jetzt seiner wartete, und da wollten ihn die Füße kaum tragen vor Erwartung und Entzücken. Seiner Herde weit voraus, lief er die moosige Halde hinauf. Wirklich, da stand seine Vilais; aber nicht ihm, wie er gehofft, war sie zugewendet. Sie schien ganz von einem Anblick benommen, der ihre Blicke an einen Tamariskentrauch fesselte. Er rief ihren Namen; aber statt ihm entgegenzueilien legte sie einen Finger an den Mund und bedeutete ihm leise heranzutreten.

„Schau doch, Geliebter,“ flüsterte sie ihm zu, als er durch den grünen Ummengang an ihre Seite gelangt war, „schau den lieblichen Vogel! Siehst du ihn dort? Der Liebe, er flieht nicht! Er scheut weder dich noch mich!“ Und als Amyntor, den Arm um ihren Nacken gelegt, um ihrer kindlichen Freude willen die Liebkozung vermeidend, auf die er gerechnet, ihren Blicken



folgte, entdeckte er den schönen Fremdling, der kein anderer war als der Wundervogel von Aphrodites Quell.

Er wollte sein Erstaunen ausdrücken; aber „Hörst du, hörst du? Jetzt singt er wieder,“ sprach das Mädchen und umschlang nun mit beiden Armen den Geliebten, der sich nicht Rechenschaft gab, was das Süßeste dieses Augenblicks war, der Gesang des Wundervogels, die kindliche Freude der Geliebten oder die Umschlingung ihrer weichen rosigen Arme. Lange standen sie so in andächtiges Lauschen versunken; der schöne Vogel sang unermüdet weiter, und weder Amyntor noch Vilais mochte den Genuß unterbrechen und sich aus der lieblichen Verbindung, in die der Gesang des Vogels sie so unvermutet gebracht, lösen.

Aber plötzlich lachte Vilais hell auf, und Amyntor lachte mit; denn um sie herum stand die ganze Ziegenherde, die unbemerkt herangetrippelt war und nicht begreifen konnte, was für ein Wandel der Welt ihren Gebieter mit einem Mal so unempfindlich machte für ihre Bedürfnisse. Am drolligsten sah der zottige Bock aus, der dicht neben Amyntor stand und mit runden dummen Augen die Tamariske anglokte. Amyntor fraute ihm gutmütig im Haar und machte sich daran, den Tieren die strohenden Guter, die ihnen wie Melonen zwischen den Beinen baumelten, zu entleeren.

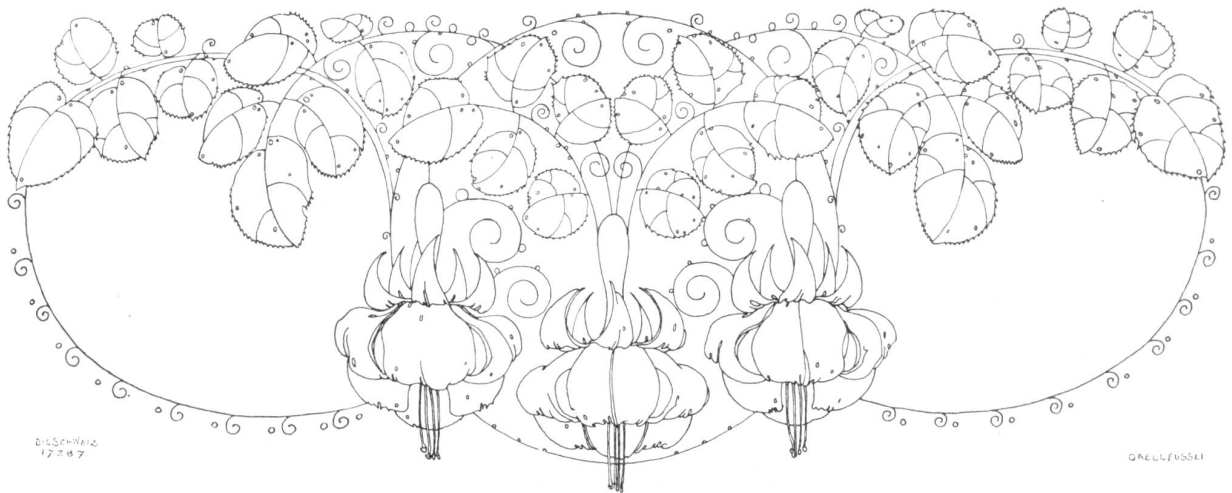
Darüber und über dem bescheidenen Abendmahl, das Vilais ihrem Manne in der Kürbislaupe bereitet hatte, war der Gesang des Vogels verstummt, aber nicht vergessen. Für Amyntor war kein Zweifel, daß der wunderbare Sänger ein Geschenk der Göttin sei und sich auf irgend eine Weise als Sinnbild und Unterpand seines Heuglückes zu erkennen geben werde. Nach seiner stillen frommen Art verschwieg er jedoch seine Kunde von der Herkunft des Vogels; er freute sich, ein köstliches Geheimnis vor seiner Liebsten zu besitzen, und scheute sich wohl auch, mit einem vorwitzigen Wort den göttlichen Zauber zu vernichten, von dem er sein junges Glück umwoben glaubte.

Als die Mahlzeit vorüber war und die Tiere sich in die Hürden verkrochen hatten, gingen auch Amyntor und Vilais zur Ruhe. Aber eben, da Amyntor den Fensterladen zuziehen wollte, setzte der Gesang des Vogels wieder ein. Vilais horchte einen Augenblick auf; dann schlüpfte sie rasch an die Seite ihres Geliebten, und völlig gebannt lauschten nun beide wieder den perlenden Tönen. Ohne ein Wort zeigte Vilais mit ihrem Finger

nach einem Zweige des Holunders, der in der Ecke des Gartens seine weißen Blüten dolden ausbreitete. Dort saß der schöne Vogel. Seine perlmutterfarbenen Federn glitzerten im Mondschein; man sah, wie sein Köpfchen sich zurückbog und die Kehle in inbrünstigem Gesange zitterte und schwellte. Manchmal, wenn ein Liedchen zu Ende schien, hüpfte er auf einen höheren Zweig; dann auch schwang er sich mit einem Mal luftbeseligt in die Luft, kehrte aber bald zurück und hub von neuem an. Amyntor fühlte wieder die Arme seiner Vilais um seine Schultern geschlungen und lauschte unverwandt den süßen Tönen, die aus seinem eigenen Herzen zu kommen schienen, so ganz drückten sie die wunderbare Mischung von wehmütiger Seligkeit aus, die ihn erfüllte. Er wäre noch lange andächtig am Fenster gestanden, hätte er nicht plötzlich ein paar Fingerspitzen gespürt, die ihn mit scharfen Nägelchen ganz sachte im Nackenhaar kitzelten. Er blickte in das lächelnde Antlitz der Geliebten, lächelte wieder — denn er verstand den reizenden Wink — schloß den kleinen Laden und suchte mit Vilais das Lager auf.

In den glücklichen Tagen und Wochen, die nun den beiden Liebenden wie leichte Frühlingswölkchen dahinstrichen, wich der schöne Vogel kaum weiter, als die Stimme reichte, von Amyntors Hütte. Täglich entdeckten sie eine neue Zierde seiner Gestalt und seiner Bewegungen, einen neuen Reiz in seinen Liedern und überzeugten sich immer fester, daß er durch höheren Willen mit ihrem Schicksal verknüpft war. Das zu glauben hatte auch Vilais besonderen Grund; denn bald fand sie es heraus, daß zu den Zeiten, wo Amyntor mit seiner Herde fern war, der Vogel nur sang, wenn sie innig des Geliebten gedachte. Noch ehe sie sichs bewußt war, was für eine Sehnsucht ihr Herz zusammenzog — ertönte schon der schmelzende Gesang und dauerte dann so lange, bis irgend eine Arbeit, ein häusliches Geschäft ihre Gedanken in Anspruch nahm. Es gab Stunden, wo der Vogel immer und immer wieder sang, daß Vilais fast vorwurfsvoll über sich errötete. Dann nahm sie sich vor, nicht mehr so schwach zu sein, griff dieses und jenes eifrig an — aber unversehens klang die Stimme wieder und war sie ertappt. Dann schalt sie wohl auf den naseweisen Aufpasser, konnte ihm aber doch nicht gram werden.

Oft hatte sie ihn schon zu zähmen versucht, um ihn



desto sicherer an ihr Glück zu fesseln; aber seltsam, es wollte ihr nicht gelingen! Nur wenn Amyntor dabei war, ließ sich der Vogel durch ihre Stimme heranzulocken, und dann war es lieblich zu sehen, wie er ihr auf die Hand flog und ihr ein Hirsekorn, oder was sie gerade hatte, von ihren roten Lippen wegpickte. Immer vertraulicher mit ihm geworden, wagte sie nun auch, sein schillerndes Gefieder zu streicheln, an sein Schnäbelchen zu tippen, was er sich beides gerne gefallen ließ. Schließlich war er so zahm, daß er ihr schon auf ihren Ruf zusflog. Sie stand dann, die Hände aneinander gelegt, wie Mädchen es machen, um einen Ball aufzufangen, und das Tierchen flatterte herab und schlüpfte in die liebliche Falle, wo es sich zurechtstellte und aufplusterte, als ob es von der Berührung der weichen Handflächen nicht genug bekommen könne.

Amyntor schaute freudig bewegt zu und war entzückt, mehr noch von dem Liebreiz des unschuldigen Spiels, das Lilais mit dem Liebling trieb, als von der Schönheit des Vogels selbst. Auch er entdeckte bald, welch seltsame Bewandnis es mit dem Gesang des Vogels hatte; denn wenn es sich traf, daß er zu Hause und Lilais fort war, so ertönte die Stimme des kleinen Sängers nur, wenn Amyntors Herz für die Geliebte schlug. Kehrete aber Lilais von ihrem Gange zurück und ging er bebend ihr entgegen, wie schmetterte dann die kleine Kehle ihre Triller heraus! Es war ein Jubellied und Preisgesang schier ohne Ende und Genüge, daß die Brust des schwachen Tierchens zu zerspringen drohte. Und seine Erschütterung übertrug sich unmittelbar auf die beiden Glücklichen, deren Herzen, dicht aneinandergedrückt, sich entgegenschlugen, als strebten sie eins zu werden und in gemeinsamem Schlage die Wonne des Augenblicks verfluten zu lassen. . . Oder war es anders? War die Entzückung ihrer Herzen das Ursprüngliche und das Jubellied des Vogels nur ein Widerhall davon? Sie wußten es nicht. Sie wußten nur, daß die Natur mit ihrer Liebe im Bunde war und durch die Stimme dieses Vogels einen Einklang mit ihren Herzen bildete, daß das Unausprechliche, das ihr Wesen durchsitterte, eine Sprache fand im Lied des Vogels und daß dieses Lied ihre Seele erschauern machte wie der brausende Frühlingswind das Meer.

Wenn aber das Singen des Wundervogels die Liebe verkündigte, so mußte auch sein Schweigen von Be-

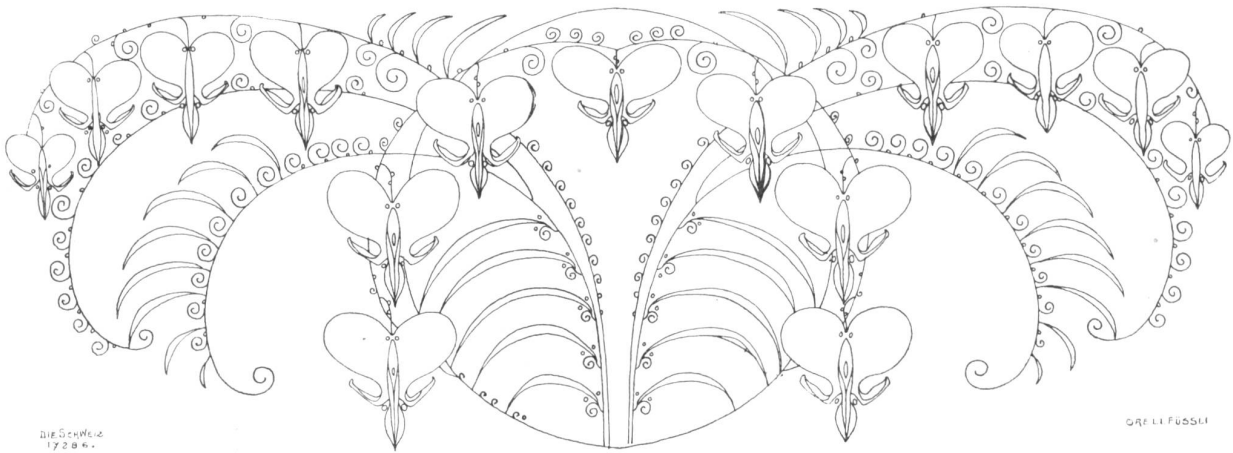
deutung sein. Und es gab solche Tage, wo er ganz schwieg, und Wochen, wo er selten sang. Das war, wenn der gute Amyntor Unglück hatte und nur an sein Unglück denken konnte: wenn sich ein Zicklein verlaufen hatte und totgestürzt war, wenn durch ein böses Kraut, das ein Schaf gefressen, eine Krankheit unter die Herde geriet oder wenn der Mehltau sein Gerstenfeld vernichtete. Dann klagte er kleinmütig, weil er in dem geringen Verlust schon den Anfang eines weit größern Witterte, und Lilais schmollte im stillen, daß er sie darüber vergessen konnte. An solchen Tagen sang der geliebte Vogel nicht. Dann sagte es Lilais, ohne viel Zeit verstreichen zu lassen, ihrem Mann. „Amyntor,“ sagte sie, ehe sie einschief, „er singt nicht mehr, den dritten Tag schon!“ Das machte den guten Amyntor noch unglücklicher; denn er wußte sich nicht zu helfen; sein Herz steckte im Unglück wie in einem Neg.

Aber auch Lilais konnte Ursache geben, daß der Wundervogel stille schwieg. Das geschah jedesmal, wenn Pamphilia heraufkam, die Futtermagd, und Bottschaft brachte vom alten Menander. Die Bottschaft war wohl ersehnt; aber die Botin war nicht willkommen. Pamphilia mit ihren üppigen Lippen und ihren Glutaugen, die bald wild, bald übermütig unter der wirren Fülle des schwarzen Gelocks hervorschauten, hatte etwas Unheimliches für die sonnig heitere Lilais. Man wußte nie, wessen man sich von ihr zu versehen hatte: eine schöne Teufelin, die sich ungefährlich geben konnte, aber plötzlich der Tücke ihres Herzens die Zügel hinwarf!

War Pamphilia einmal da, so wollte sie den sauren Weg das Tal hinauf nicht umsonst gemacht haben; sie ließ sich breit nieder und wollte einen lustigen Tag haben, schwätzen und lästern, lachen und necken. Dabei hatte sie's auf Amyntor abgesehen, den sie leicht in Verlegenheit bringen konnte; denn er war nicht schlagfertig. Sie wußte es oft einzurichten, daß sie wie zufällig allein mit ihm stand oder ging. Aber Lilais sah es wohl von der Hütte aus und stampfte mit dem Fußchen.

Einmal sah sie die beiden vor der Tamariske stehen, auf der der schöne Vogel sich schaukelte. Da hörte sie, wie Pamphilia auflachte. „Aber er singt ja nicht, euer Wundervogel! Noch nie habe ich ihn singen hören,“ sagte sie überlaut.

Eben, das war es. Der Vogel sang nicht, solange Pamphilia da war. Da nahm sie sich vor, mit aller



Liebe an Amyntor zu denken und ihn mit ihrer Liebe zu feien gegen die frechen Blicke Pamphilias. Aber mit dem bloßen Sich-Bornehmen war's nicht getan. Das Lieben-Wollen war nicht die Liebe, und der Vogel sang nicht, solange die Eifersucht im Herzen nistete. Vilais dankte Gott, als die Dirne endlich aufpakte.

„Was mir noch einfällt,“ sagte diese, als sie den Korb zudeckte, den ihr Vilais mit guten Sachen für Menander vollgestopft hatte, „euer Vater möchte euch bald sehen, dich zum wenigsten, Vilais! Er wird alt, seine Augen sind trüb, und die Knie tun's auch nicht mehr lange!“ „Sag ihm, daß ich komme,“ entgegnete Vilais; „aufs Erntefest will ich kommen, wenn er der Knechte und Mägde im Hause entbehrt!“ Und damit ließ sie sie gehen.

Amyntor billigte ohne weiteres Vilais' Entschluß. Er wußte, daß sie sich Mutter fühlte, und begriff, daß es sie zu dem alternden Vater trieb, solange sie die Wanderung nicht zu scheuen brauchte. So half er ihr ohne viel Worte alles Nötige zur Fahrt bereiten und unterdrückte seine Klagen, um ihr den Entschluß nicht zu verleiden.

Allein es gab noch schwere Tage bis zum Abschied.

Ein fürchterlicher Sturm mit Blitz und Hagelschlag fuhr über das blühende Tal und zerstörte Amyntors ganze Ernte. Er stand selber wie geknickt, vernichtet vor dieser Verwüstung. Das war das geahnte Verhängnis, das sich über seinem Glücke entladen mußte! Er hatte es ja kommen sehen, er hatte es vorausgesagt! Die Götter konnten ihn nicht glücklich sehen, ihn und sein Weib und...

Vilais hatte ihn gehört und wußte, was er sagen wollte. Sie legte ihm die Hand auf den frevelnden Mund und streichelte seine braunen Locken.

Da sang der Vogel, und ihr Herz hüpfte vor Freude. Aber Amyntor hörte ihn nicht, wollte ihn nicht hören. Dem Vogel glaubte er auch nicht mehr; das war auch so ein trügerisches Geschenk, wie alles, was die Götter ihm beschieden hatten! Die Ernte war hin, aus deren Ertrag er seinen Pacht Herrn befriedigen mußte; ging der Gewinn aus der Milch drauf, so blieb ihm nichts für die Herbstausfaat, für die Wintervorräte, für den Ausbau seiner Hütte, die ihm nicht fest und traulich genug schien, um Weib und Kind den Winter durch zu bewahren.

Als er einmal diesen Gedanken nachgrübelte, wurde er durch eine Männerstimme unterbrochen.

„Was hast du da für einen seltenen Vogel, Amyntor?“ rief ein Mann, der vor einem Erlentrauch am Bache hielt und dem Gezwitz der Wundervogels zuhörte — denn eben jetzt hatte Vilais, die hinter der Hütte im Gärtchen saß und spann, in Liebe ihres Amyntor gedacht. Der Mann, der einen großen, von Vögeln wimmelnden Käfig auf dem Rücken trug, war Amyntor bekannt. Es war ein Vogelfsteller, der zwei-, dreimal im Jahre von jenseits des Berges herüberkam, um seinen Fang drunten in der Hauptstadt des Fürsten zu verhandeln.

„Bei Zeus, solch einen habe ich nimmer gesehen! Der kann nicht aus diesem Tale sein,“ sagte er und begann sogleich nach seiner Herkunft und Art zu fragen. Amyntor verriet sein Geheimnis nicht, gab kurzen, ausweichenden Bescheid, beteuerte freilich, daß der Vogel ihm gehöre, denn er habe ihn gezähmt, daß er ihm aber um keinen Preis feil sei. Allein, während er so sprach, drang die Versuchung hart an sein Herz. Das wäre Hilfe in der Not! Der Vogelhändler nannte einen verlockenden Preis, stieg rasch höher damit, als er Amyntor unsicher werden sah, und rief endlich aus:

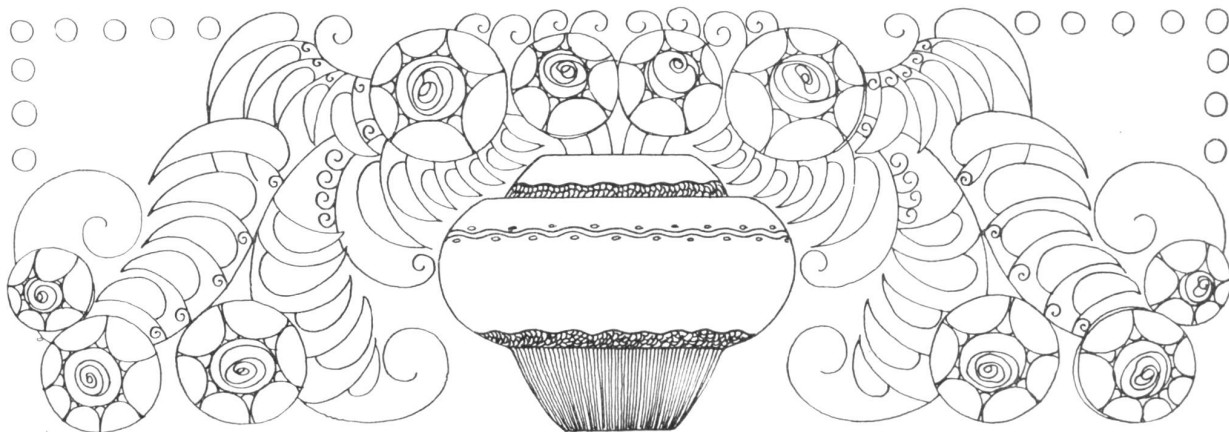
„Bei Gott, Amyntor, leichter kannst du Geld nicht verdienen! Sei doch kein Tor!“

In diesem Augenblicke trat Vilais, noch die Spindel in der Hand, rasch hinter der Hütte hervor, um den Unbekannten, der mit Amyntor sprach, zu sehen. Aber sie hatte ihn kaum erblickt, als die Erkenntnis dessen, was hier im Werk war, sie durchzuckte. „Was tust du, Amyntor?“ rief sie aufgeregt, und ein augenblicklicher Zorn funkelte aus ihren sonst sanften Augen. Aber rasch bändigte sie ihr Feuer; denn sie sah wohl, daß Amyntor gelassen blieb und seiner Sache sicher war. So schien es wenigstens; denn er sagte ruhig zu dem Vogelfsteller:

„Gib es auf, Psandikles; der Vogel ist mir nicht feil! Wir sind freilich arm; aber mit Geld allein ist uns auch nicht geholfen!“

Der Mann zuckte mit den Achseln und ging seines Wegs. Vilais aber sprach mit erleichtertem Herzen zu ihrem Mann:

„Ich danke dir, guter Amyntor. Und ich danke den Göttern, daß sie uns vor dem Verlust bewahrt haben. Morgen gehe ich zu meinem Vater; aber ich habe eine Bitte an dich: Laß mich den Vogel mitnehmen! Ich möchte ihn dem Vater zeigen und...“



Amyntor hörte das leise Mißtrauen, das hinter ihren Worten verborgen lag. Lilais wollte ihm dieses Pfand der Liebe nicht allein überlassen, sie fürchtete irgend etwas. Aber Amyntor ging darüber hinweg und sagte nur heiter:

„Nimm ihn mit, wenn du kannst!“

„Warum sollte ich nicht können?“

„Der Vogel ist mein, er wird sich nicht von mir trennen!“

„Schau, wie flug!“ gab sie zurück. „Hast du ihn nicht eben selber weggeben wollen?“

„Hab' ich wirklich, du Allwissende? So hab' ich mich sicher eines Bessern besonnen!“

Sie lächelte über des Geliebten Beredsamkeit und sagte rasch:

„Und dann, ist er nicht ebenjogut mein als dein? Hab' ich ihn nicht gezähmt?“

„Versuch' es! Nimm ihn mit, wenn du kannst!“ versetzte Amyntor ruhig überlegen, und halb für sich setzte er hinzu: „Er ist doch mein.“ Das klang merkwürdig geheimnisvoll. Aber Lilais ließ sich nicht entmutigen. Das liebe Tierchen schien ihr so ergeben; gewiß würde es ihr folgen. Sie brauchte es ja nur zu fangen und in einen kleinen Käfig zu stecken.

Aber damit hatte es seine liebe Not; das mußte Lilais alsbald erfahren. Das Vöglein flog ihr willig in die geöffneten Hände, ließ sich küssen und liebkojen; aber sowie seine Herrin es dem Türchen des kleinen Käfigs nahebrachte, schlug es mit den Flügeln, zwickte mit seinen Krallen und pickte mit dem Schnabel, daß ohne rohe Gewalt nichts zu machen war. Drei-, viermal erneuerte Lilais den Versuch, nachdem sie den Vogel mit Liebkojungen und Leckerbissen gefirrt hatte; aber vor der Oeffnung des Käfigs wehrte und sträubte er sich, daß es Lilais ganz unheimlich wurde. Wie gut, daß Amyntor fern war und ihre Niederlage nicht sah! Doch gab sie das Spiel noch lange nicht verloren. Sie ermüdete nicht, den Vogel mit den zärtlichsten Schmeicheln und Küßen zu hätscheln, und das in ihrem Schoß erwachte mütterliche Gefühl gab ihr schließlich den Gedanken ein, das Tierchen an ihren Busen zu betten. Willig schlüpfte es in das rasch geöffnete Gewand, schmiegte sich manierlich an, ohne die zarte Haut mit den Krallen zu verletzen, und ließ sich das schöne Gefängnis gerne gefallen. Aber sowie sie nach einiger Zeit aufstand und sich, wie von ungefähr, dem Käfig näherte,

fühlte sie, wie sein ganzes Körperchen erzitterte, die Federn sich sträubten, die Krallen, die garstigen, sich festklammern wollten. . . Da verging ihr die Ausdauer, und husch, war der Vogel aus dem warmen Nest und schüttelte schon sein Gefieder auf dem Wipfel des Hohlenders.

So kam es, daß Amyntor recht behielt und Lilais am andern Morgen ohne das geliebte Federpiel ihre Wanderung antreten mußte. Amyntor gab ihr das Geleite, soweit es die Sorge um Haus und Herde ihm erlaubte. Als sie sich zum Abschied noch einmal leidenschaftlich umschlangen, hörten sie beide, obgleich aus weiter Ferne, einen jubelnden Ton durch das stille Tal herniederjshweben. Sie erkannten ihn sogleich, schauten einander beglückt an und nahmen heiteren Abschied.

Die einsamen Tage, die nun für Amyntor folgten, vergingen ihm in vermehrter Arbeit. Wenn er die Berwüstung überschaute, die das Unwetter ihm angerichtete, wollte ihn Verzweiflung ankommen. Dann aber zeigte er dem Verderbnis den Meister, grub seinen Acker um und baute neue Frucht an, gab das Stroh des verhagelten Feldes seinen Zicklein zur Streu oder band es zu Schauben und erneuerte das Dach seiner Hütte damit. Kurz, indem er seinen Kleinmut bezwang, von früh bis spät schaffte und sorgte, fand er auch im Unglück noch ein Glück und deutete sich nachgerade ein Mann, mit dem das Schicksal, falls ihm neue Lücken beliebten, zu rechnen haben werde. Oft, wenn er seine Herde am heißen Nachmittag in die Haselgebüsch und Brombeersträucher der Waldschlucht trieb und ein fröhliches Hirtenlied vor sich hinsang, fiel plötzlich aus der Ferne die Stimme des Wundervogels ein, und im selben Augenblick stand das Bild der Geliebten vor ihm; einen Kranz von rotem Mohn im dunkeln Haar sah er sie im Reigentanz der Mädchen und Frauen, die den Altar der Erntegöttin umkreisten. Wie viele Augen mochten jetzt auf sie gerichtet sein, wie viele Blicke mit Begehren an ihr hängen, Blicke schwärmender Jünglinge, verführerischer Männer! Dann verstummte sein Liedchen, und heiße Sehnsucht zwang ihm das Herz. Die Wochen gingen und kamen; immer häufiger und inbrünstiger flötete, perlte und schmetterte der Vogel sein Lied. Wann wird sie kommen, wann? dachte er. So könnte er die Tage zählen und dann die Stunden. Wenn sie doch nur einen Boten schickte — es brauchte ja nicht

die Pamphilia zu sein — aber irgend wen, nur um ihn aus der Unge-
wissenheit zu erlösen!

Da, eines Abends, als er von ferne eine Männergestalt vor der Hütte
sah, dachte er, der ersehnte Bote sei gekommen. Unbeweglich saß der Mann
da, er konnte ihn nicht erkennen. Hatte er nicht weißes Haar und einen
vom Alter gekrümmten Rücken? Sonderbarer Bote!

„Da ist er!“ rief mit einem Mal eine helle Stimme, die nur einer ge-
hören konnte. Mit pochendem Herzen lief er durch den Almengang, wo sie
wartend stand, und dann lagen sie sich in den Armen, während der Wunder-
vogel in den höchsten Tönen jubilierte.

„Schau, wen ich mitgebracht!“ sagte nun Vilais, als sie sich aus sei-
nen Armen losgemacht hatte.

„Der Vater!“ rief freudig Amyntor und ging, den Alten verehrungsvoll
zu begrüßen.

„Sie hat es haben wollen,“ jagte dieser bescheiden. „Was tut man nicht
ihr zulieb!“ Das Sprechen machte ihm Mühe; so überließ er es Vilais, dem
Schwiegersohn zu erklären, wie alles gekommen sei.

„Ach,“ sagte Menander, als er Atem geschöpft, „nun habt ihr noch eine
neue Sorge und hättet an den alten gerade genug! Ist's nicht so, mein Sohn?“

„Wir haben einen mehr, der unsere Sorge teilt, nicht wahr, Ge-
liebter?“ sagte Vilais.

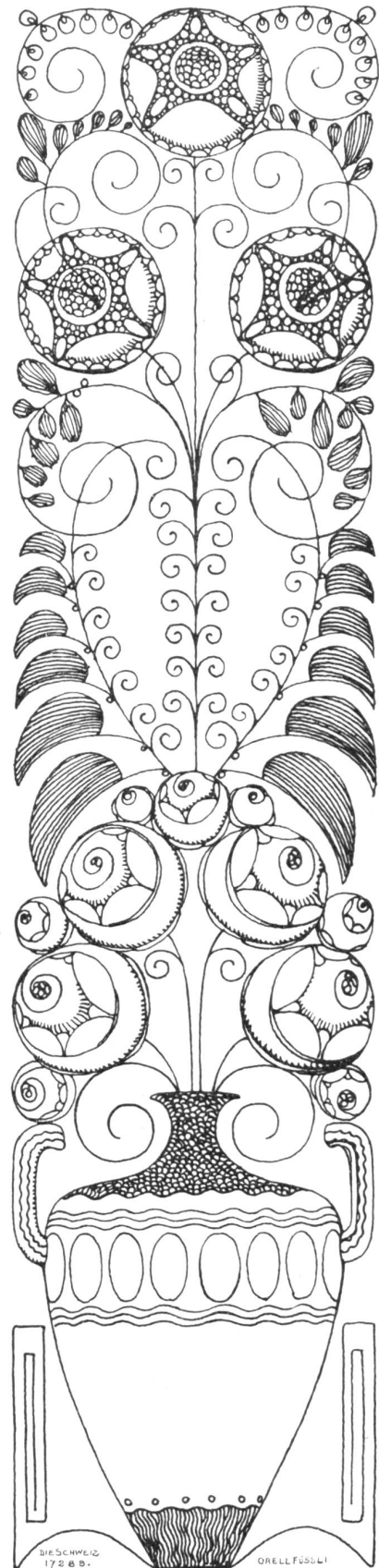
„Und unser Glück!“ bestätigte Amyntor. Und damit beeilte er sich, das
Eselchen, auf dem Menander heraufgeritten war, auszuschnitten und es in
die Disteln zu führen. Vilais brachte einen Napf mit saurer Milch aus der
Hütte, packte die mitgebrachten Oliven und die gedörrten Fische aus dem
Reisack aus und richtete in der Kürbislauge eine leckere Mahlzeit her.

Der alte Menander hatte schwere Prüfungen erlitten, als er sich entschloß,
seine Tochter um ihren Besuch zu bitten. Bald nach ihrer Heirat war er in
eine böse Krankheit verfallen, die ihn umso härter hernahm, als er Vilais
Pflege entbehren mußte. Dann war ihm die Ernte nur kümmerlich geraten,
untreue Knechte und Mägde hatten seine Habe vergeudet und waren ihm
davongelaufen. . . Der einsame Alte kam sich gänzlich verloren vor auf
dieser Welt und begehrte nichts mehr als im Frieden zu sterben. Nur einen
Wunsch hätte er noch gern erfüllt gesehen: er wollte sich mit eigenen Augen
überzeugen, daß seine Vilais glücklich geworden sei. Dann mochte kommen,
was wollte.

Vilais kam — und erfüllte nicht nur seinen Wunsch, sondern weckte ihn
selber, so schien es wenigstens, zu neuem Leben auf. Seine Hilfslosigkeit jedoch
und die unwürdige Behandlung, die er vom Gesinde zu erdulden hatte,
reiften den Entschluß in ihr, den guten Vater zu sich zu nehmen. Zwar
schalt er sie töricht und wehrte sich, aber mit Gründen, die vor Vilais' Be-
redsamkeit und Liebe nicht Stich hielten. Schließlich gab auch er dem Herzen
nach und gestand seiner Tochter unter Tränen, daß er nichts sehnlicher
wünschen könne, als seine letzten Tage bei seinen Kindern zu verleben und
in ihren Armen zu sterben. Sein einziges Bedenken war zuletzt Amyntor,
dem er fürchtete ungelegen zu kommen oder lästig zu werden. Aber das ließ
Vilais nicht gelten, und zum Beweise ihrer innern Gewißheit vermied sie es,
Amyntor durch eine Botschaft vorzubereiten: der Vater sollte mit eigenen
Augen sehen, wie seine Ankunft unmittelbar auf Amyntor wirken würde.

Durch den Verkauf des Glühens verzögerte sich die Heimkehr um einige
Wochen. Vilais fühlte die täglich wachsende Ungeduld ihres Liebsten; denn
sie selber mochte den Tag des Ausbruchs kaum erwarten. Wie sehnnte sie aber
doch die Stimme des süßen Vogels herbei, um ihren Glauben an Amyntors
Liebe beständigen zu hören! Ihr Herz war so sehr an diesen Widerhall des
seligsten Gefühls gewöhnt, daß er auch jetzt ihr Ohr zu täuschen vermochte,
und oft des Nachts, wenn ihr Herz in hurtigen Schlägen pochte, weil sie
Amyntor in ihren Armen glaubte, drang das Jubellied des Vogels so
mächtig an ihr Ohr, daß sie davon erwachte und noch lange zwischen Täu-
schung und Wahrheit schwebte.

Endlich kam der Tag der Erfüllung. Im frühesten Morgendämmer,
ungelesen, zogen sie aus, der gebrechliche Alte vom Eselchen getragen, das
junge Weib mit seiner Leibesbürde zu Fuß nebenher. Mit vielen Unter-



brechungen bezwangen sie den mühsamen Weg, für den Amyntors liebevoller Empfang und die Wohlthat der Vereinigung mit ihm sie reichlich lohnte.

Friedlich und glücklich ging den dreien die Sommerzeit dahin. Der Alte hatte noch ein paar gute Tage, wo er dem Schwiegersohn, der die Ernte einbringen mußte, die Herde abnehmen konnte. Eines Abends aber suchten sie ihn lange und fanden ihn auf dem Berge bewußtlos liegen, mitten unter der Herde, die im hohen Thymian weidete. Er erholte sich zwar; aber von der Hütte weg ließen sie ihn sich nicht mehr entfernen. Nun saß er da und schnitzte mit zitterigen Händen Kienspäne für den Winter; in den langen Pausen, die er machte, sann er alten Tagen nach und verglich den Ansehn seiner eigenen, früh gelösten Ehe mit dem Liebesglück der Kinder. Auch er horchte jetzt auf, wenn er den Wundervogel singen hörte, oft bei Tag und öfter bei sinkender Nacht, wenn er die Glücklichen schon in tiefem Schlafe glaubte. Dann strich ein Lächeln über sein altes Gesicht, und er flehte den Segen des Himmels auf sie herab. In ihre Angelegenheiten mißchte er sich nicht ungefragt, und wenn er einen Rat gab, so klang es schlicht und demütig, wie von einem Menschen, der sich seine lange Lebenserfahrung nicht zum Verdienst rechnet und der Irrtümer und Fehlritte nicht vergißt, durch die er zu besserer Einsicht gelangt ist. Wenn er die gute Art seiner Kinder sah und wie sie einfältig und einträchtig an ihrem Glücke bauten, ohne verstiegene Wünsche und hinfällige Einbildungen zu nähren, so kam er sich mit seinem früh vereitelten Liebesglück ganz klein vor ihnen vor, und seine schamhafte Seele trug nur in stiller Selbsterniedrigung das Vertrauen und die Ehrfurcht, die seinem Alter zuteil wurden.

Als die Herbststürme das Land durchbrausten, ward der Gesang des Wundervogels immer seltener. Allein das machte dem Alten keine Sorge, wenigstens nicht um das Glück seiner Kinder. Denn daß Vilais' Gedanken sich jetzt dem Einen entgegendrängten, das in ihrem Schoße sich regte und wuchs, verhieß ihm nur Gutes für den erwarteten Erstgeborenen. Zu seinem Verdrusse war er aber selber immer häufiger schuld, daß Vilais ihren Gatten vernachlässigte; denn seine Gebrechen mehrten sich von Tag zu Tag und erbeischten immer häufiger die kleinen Liebesdienste, auf die nur Vilais sich verstand und die sie sich nicht nehmen ließ.

Und doch mußte sie davon abstehe. Denn eines frühen Morgens, unerwartet, wie die Geschenke der Götter kommen, lag das ersehnte Geschöpf, ein Knäblein, in ihrem Schoße. Wohl hörte der Alte das ungewohnte Geschrei des Kindes, das innige Gebet Amyntors und die zärtliche Flüsterrede zwischen Mann und Weib, doch er rührte sich nicht: wie in festem Schlafe blieb er in seinem Winkel liegen. Als Amyntor endlich seiner gedachte und ihn zu Vilais' Lager rief, gab er erst unverständliche Zeichen der Abwehr; dann bezwang er seine Schwäche und sagte mit zitternder Stimme: „Segen vom Himmel über euch und euer Kind!“ Darauf wandte er sich zur Seite, als ob er schlummern wolle. Ganz bestürzt betrachtete ihn Amyntor, der es nicht wagte, seine bange Ahnung Vilais mitzuteilen. Er beugte sich zu dem Vater nieder, lauschte auf seinen Atem, der

ruhig auf- und abging; dann, mit etwas erzwungener Heiterkeit trat er wieder an Vilais' Bett. „Er schläft, der Gute,“ sagte er; „wir wollen ihm den Schlaf nicht verkürzen!“

Aber es war Menander um keinen süßen Schlummer, sondern um den letzten, großen Schlaf zu tun. Er bezwang furchtbare Schmerzen, nur um die Gesundheit der jungen Mutter nicht zu gefährden. Er war sich völlig klar, daß es zu Ende ging mit ihm, und er ergab sich ohne Widerstand in den Tod, der den Kreis seines Lebens an dem Punkte abzuschließen schien, wo ein neuer sich ansetzte. Mit der Geburt des Enkels war sein eigenes Leben in Wahrheit vollendet. Er konnte befriedigt abscheiden; die Lücke, die er ließ, war mehr als ausgefüllt. So harrete er Stunde um Stunde geduldig auf seine Erlösung.

In einem Augenblick, da er von Schmerzen frei war, brachten die glücklichen Eltern ihr Kindlein zum Großvater, damit er es segne. Als das geschehen und das Knäblein wieder in seinen Kissen schlummerte, bat der Alte seine Kinder, daß sie sich noch einmal herzlich umarmen möchten, damit er diesen Anblick und nicht den der Trauer und Klage mithinunternehme ins Schattenreich. Gerne willfahrten sie ihm; lächelnd lag sein Blick auf ihnen, und die drei Augenpaare tauchten in einander und wandelten ruhig, wie selige Sterne, von einem zum andern. Aber kaum lösten sich die Lippen der Liebenden vom lang anhaltenden Kusse, so rief Vilais in jähem Schreck:

„Der Vogel, er singt nicht!“

Sprachlos stand jetzt auch Amyntor und horchte. . . Kein Ton, weder fern noch nah! Bleich vor Angst starren die beiden einander an.

Der Vogel sang nicht!

„Amyntor, Geliebter, küsse mich, küsse mich!“ rief Vilais mit jäher, fast rasender Leidenschaft und warf sich an Amyntors Brust. Die Lippen brannten aufeinander, die Herzen flogen sich zu in pochender Angst — aber der Vogel sang nicht mehr.

Das Wunder war aus.

Amyntor rannte hinaus in die Laube, in den Garten, überallhin, wo der Wundervogel zu singen pflegte, lockte, rief, schmeichelte — aber er kam trostlos zurück.

Verzweifelt, als ob die Götter ihr Angeficht von ihnen abgewendet, knieten die beiden nieder und reekten die Arme flehend empor. Aber keines Vogels, keines Gottes Stimme kam tröstlich zu ihnen.

So waren sie denn verworfen. . .

Da rührte in seinem Winkel der Alte sich, den sie vergessen hatten, und deutete ihnen, daß sie ganz nahe kommen sollten. Dann sprach er mühsam, fast stimmlos, aber mit der Angst des Sterbenden, dem ein Vermächtnis auf der Seele liegt:

„Fürchtet euch nicht! Die Götter haben ihn genommen, da ihr seiner nicht mehr bedürft. . . Fortan wird dieser“ — und mit aller Anstrengung drehte er sich nach der Ecke, wo das Knäblein in seinem Korbe lag, und deutete, unsicher suchend, dorthin — „dieser eurer Liebe Führer sein!“

Damit sank er erschöpft zurück, stöhnte wie befreit und verschied.

Sie begruben ihn und hielten sein letztes Wort in



Alexander Söldenhoff (Glarus).

Doppelbildnis.
(Der Künstler und seine Gattin).

hohen Ehren. Auf die Rückkehr des Wundervogels hofften sie mit immer schwächerem Hoffen und entwöhnten sich, wenn auch schmerzlich, seines teilnehmenden und viel-sagenden Gefanges.

Und dann ging ihnen in den ernststen reinen Augen

ihrer Kindes die Verheißung des Vaters auf. Aber auch dann noch, ja in späten Jahren noch geschah es, daß, wenn sie sich in den Armen hielten und in Liebe küßten, beide wie aus einem Munde sprachen:

„Ach, wenn der Vogel jetzt sänge!“

Schweizerische Baukunst.

Mit sieben Abbildungen.

Heute darf man es wagen, wieder — wenn auch noch etwas schüchtern — von einer schweizerischen Baukunst zu reden, und die Zeit liegt nahe, wo man getrost den Ton auf „schweizerisch“ und „Kunst“ wird legen dürfen. Glücklicherweise! Ein halbes Jahrhundert lang wäre ein solches Wort eine Trivialität gewesen. Nun aber liegen die schlimmsten Zeiten, wo überall fremde Stile und Stillosigkeit sich breitmachten, wo pseudo-originaire Spekulationsbauten die Städtebilder verderbten, wo ein häßlicher, lächerlich sinnloser „Villenstil“ sich sogar auf's Land hinauswagte und den guten Geschmack unserer Bauern zu verwirren drohte, teilweise hinter uns. Leider noch nicht ganz; denn immer noch werden eidgenössische Postgebäude und etwa auch Schulhäuser erstellt, welche die schönsten Ortschaften beschimpfen; immer noch streben die Dorfkapitalisten darnach, ein herrschaftliches, d. h. ein möglichst ortsfremdes Haus zu besitzen, und immer noch redet man von einem Bundesstil. Aber die Zeiten gehen vorüber. Die Gegenströmung ist da, der Ruf nach der materialgemäßen, baugerechten, nach einer volkstümlichen und ortstümlichen Architektur ist so laut geworden, daß man ihn nicht mehr überhören kann. Bei dem Bürgerhause hat die neue Renaissance eingesezt; denn um eine solche handelt es sich. Es wurde lange genug fruchtlos nach Neuem gesucht, bis man sich endlich darauf besann, daß unser Land in frühern Jahrhunderten eine Baukunst besaß, deren es sich wahrlich nicht zu schämen brauchte. Die Augen öffneten sich wieder der aparten Schönheit unserer alten Bürger- und Patrizierhäuser. Man sah, wie unsere Vorfahren es verstanden, ihre Bauten dem Charakter des Ortes und der Bewohner anzupassen, sodas selbst fremde Stile bei uns ihre Besonderheiten erhielten, die ihnen ein einheimisches Gepräge verliehen, ohne jemals zu stören, weil es sich nicht um Zutaten, sondern um sinnvolle Umgestaltungen handelte, die immer zweckentsprechend, immer charakteristisch, immer geeignet waren, den ästhetischen Eindruck zum erfreulichsten zu machen. Und die ganz eigenartigen Formen der Bauernhäuser in den verschiedenen Teilen des Landes brachten zum Nachdenken. Man begriff, wie lebensfähig diese alten Bauarten sein mußten, daß sie für die eingeseffene Bauernschar bei Neubauten immer noch allein maßgebend sein können. So sah man endlich ein, daß unser Heil nicht in einer von außen hereingetragenen ortsfremden Bauart oder gar in einem neu zu kreierenden Stile (was sich übrigens nicht so leicht machen läßt!) lag, sondern, daß wieder dort anzuknüpfen sei, wo der gesunde Boden einheimischer Kunst verlassen worden war, daß man wieder die alten landesüblichen Traditionen aufnehmen müsse.

Eine Renaissance der bürgerlichen Baukunst also postulierten die Einsichtigen unter unsern Architekten. Selbstverständlich dachten sie dabei nicht etwa daran, unsere alten Bauten einfach zu kopieren. Es sollte nicht eine Wiedergeburt der alten Bauart, sondern eine Wiedergeburt unserer Baukunst im Geiste der Alten sein. Dieser Geist aber lehrt, ein Haus nicht willkürlich in seine Umgebung hineinzustellen, sondern es aus dem Charakter des Ortes, dem Geist und den Bedürfnissen der Bewohner gemäß, herauswachsen zu lassen. Die Bedürfnisse sind heute andere als sie in frühern Jahrhunderten waren, der Charakter des Landes aber ist sich gleich geblieben und auch derjenige der Bürger hat sich kaum

verändert. Es hieß also, die alten Formen so umgestalten, daß sie den neuen Anforderungen einer verfeinerten Kultur oder — besser gesagt — einer gesteigerten Abhängigkeit von äußerem Komfort zu entsprechen vermochten. Gewiß keine leichte Aufgabe; aber mit soviel Begeisterung und Energie haben sie unsere jungen Baumeister vor einigen Jahren angepackt, daß sich nun bereits hier und dort im Lande die guten Früchte des verdienstvollen Unternehmens zeigen. Überall in unsern Städten — und hier muß wohl Bern die Prioritätsrolle eingeräumt werden — und auf dem Lande kann man heute elegante und einfache Bürgerhäuser antreffen, in denen bei modernen Einrichtungen die lieben alten Formen wieder zu ihrem Rechte kommen. Die romanischer Architektur entnommene strenge Symmetrie hat wieder einer freien zweckvollen Grundrissentwicklung Platz gemacht. Das große behäbige Schweizerdach, dem in unserm gegenjahren Klima für den Schutz des Hauses eine so wichtige Rolle zukommt, ist wieder erschienen und mit ihm all die heimeligen, lustigen und gemütlichen Giebelformen. Das zürcherische Landhaus bekommt wieder sein hohes, steifwürdiges Satteldach, das bernische seine „Kümbi“, den holzgewölbten Bogen über der Fassade, der so währschaft stolz und wohligh beschüzend sich öffnet, das Toggenburgerhaus nimmt seine amüsante Giebelform wieder hervor — kurz, rings im Lande herum darf der Bürger sich an seinem Landhause all die Lieblichkeiten wieder gestatten, die der echte Bauer durch keinerlei Neuzeitlichkeiten sich je entreißen ließ. Auch das städtische Haus darf wieder ruhigen, schweizerisch behäbigen Charakter annehmen, darf seinen Reichtum nach außen streng verschweigen, wenn es in Zürich steht, darf seine Freude an französischen,



Streiff & Schindler, Zürich, Villa Schuler-Ganzoni in Glarus, erbaut 1904/05.